

MUSIKALISCHE

– Eine Hommage an Robert Schumann –

HAUSAPOTHEKE

Variationen zu Musik  
und Bildung

DANIEL FUETER

– OP. 4 –

rüffer & rub

Der Autor und der Verlag bedanken sich für die großzügige Unterstützung bei:

**Elisabeth Jenny-Stiftung**



**Kanton Zürich  
Fachstelle Kultur**

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Erste Auflage Herbst 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich  
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Gestaltung Cover und Kapiteltitel: Saskia Nobir

Bildnachweis: © elrodion | pixabay.com

Schriften: Anton, ArnhemFine, Avenir Next Condensed,  
Big Shoulders Text, Eczar, GT Sectra, Rye  
Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga  
Papier: Munken print white, 80 g/m<sup>2</sup>, 1.8

ISBN: 978-3-906304-82-3

<b>AUFTAKT</b> .....	10
Dasein und Anfang .....	11
Vorwort .....	17
<b>JANUAR</b> .....	24
Die Wasserspitzmaus, der Vogel Strauß und der Wert der Bildung .....	25
<i>Die Bildung des Gehörs ist das Wichtigste</i> .....	32
<b>FEBRUAR</b> .....	36
Die sieben alten Töne .....	37
<i>In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe</i> .....	41
<b>MÄRZ</b> .....	46
Passion Bach .....	47
<i>Es war mir, als finge ich noch einmal von vorn     an zu componieren</i> .....	65
<b>APRIL</b> .....	72
Nachbarschaft .....	73
<i>Dichterlectüre</i> .....	79
<b>MAI</b> .....	84
Über den Zusammenhang zwischen Kunst, Kultur und Bildung .....	85
<i>Die Grundgesetze der Harmonie</i> .....	100
<b>JUNI</b> .....	106
Was soll der ganze Spaß? .....	107
<i>Einbildungskraft</i> .....	129

<b>JULI</b> .....	136
Vom Daumenuntersatz und vom großen Ganzen – wozu Musikunterricht auch gut ist .....	137
<i>Enthusiasmus</i> .....	150
<b>AUGUST</b> .....	156
Notenwerte – über Musik und Moral .....	157
<i>Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst</i> .....	167
<b>SEPTEMBER</b> .....	176
Kunst und Politik – ein Referat in Zitaten .....	177
<i>Feldgeschrei und Kammermusik</i> .....	191
<b>OKTOBER</b> .....	196
Randbemerkungen zum ultimativen Dialog .....	197
<i>Wissenschaft</i> .....	204
<b>NOVEMBER</b> .....	208
Was einem Musiker zum Wort »ewig« einfällt .....	209
<i>Nachlese</i> .....	214
<b>DEZEMBER</b> .....	216
Hommage an Paul Burkhard .....	217
<i>Nachwort</i> .....	230

<b>ZUM SCHLUSS</b> .....	232
Über das Gehen – einige Anmerkungen zu einer Lieblingsbeschäftigung .....	233
<b>ANHANG</b> .....	248
Anmerkungen .....	249
Textnachweise .....	255
Dank .....	256

## *Vorwort*

Im Herbst 2014 wurde ich von der Musikakademie Basel angefragt, im Rahmen einer musikpädagogischen Studienwoche einen Vortrag zu halten. Ich war gerade in Pension gegangen und blickte auf 45 Jahre Unterrichtstätigkeit zurück. Es ist nicht so, dass man im Alter klüger würde. Zwar glaube ich mich beim Unterrichten – als einziger meiner Tätigkeiten – vergreisend zu verbessern. Vielleicht überschätze ich mich. Was ich an Lebens- und Berufserfahrung meine dazugewonnen zu haben, habe ich an Unbekümmertheit verloren. Das Modell der Spirale als Bild des Lebenslaufes leuchtet ein: Wir beschäftigen uns zeitlebens mit denselben Dingen, immer auf anderer, nicht notgedrungen höherer Stufe. Der Austausch zwischen Jung und Alt macht, um der örtlichen Differenz auf der Spirale willen, besonderen Sinn. In größere Dimensionen übertragen, ist daraus eine Analogie in Bezug auf die Auseinandersetzung mit Musikgeschichte gegeben. Ich habe – im Sinne einer Hommage an Robert Schumann – in Basel die Gelegenheit wahrgenommen, Robert Schumanns »Musikalische Haus- und Lebensregeln« als Wegweiser zu verwenden. Ich suchte nicht nach dem Unerhörten, sondern bemühte mich, auf die Aktualität Schumanns auch in musikpädagogischer Hinsicht hinzuweisen.<sup>1</sup> Später habe ich anlässlich der Robert-Schumann-Tage 2014 an der Musikhochschule Karlsruhe eine weitere Version dieses Referates vorgetragen.

Zu vermerken ist, dass das Wort »Aktualität« mit Vorsicht zu genießen ist. Meine musikpädagogische Praxis hat in den letzten Jahrzehnten in privilegiertem Rahmen und im Umgang mit meinen Lieblingsthemen stattgefunden: Die Beschäftigung mit dem deutschen Lied, mit der *mélodie française* und mit Chansons jeglicher *Façon* im Austausch mit Musikstudierenden, welche den Unterricht zumeist freiwillig besuchten und besuchen, erscheint der heutigen Schulmusikerin und dem frischgebackenen Klarinettenlehrer an der Musikschule als pures Zuckerlecken. Ich konnte und kann nicht den Anspruch haben, neuartige konkrete Hinweise im Hinblick auf den musikerzieherischen Alltag zu geben. Was kann ich versuchen?

Die »Aktualität« von Schumanns oftmals kühnen und explosiven, gelegentlich biedermeierlich engmaschigen, immer aber präzis-aphoristischen Kommentaren zu Musik und Zusammenleben erweist sich im Grundsätzlichen. Mein Aktualisieren ist ein Erinnern: an das Menschenbild, das Schumanns Denken prägte, und an seine Überzeugung, wie sehr musikpädagogische Arbeit mit gesellschaftlichen Zuständen und Entwicklungen verknüpft ist. Der Versuch einer Vergegenwärtigung zielt darauf, sich der eigenen Haltung zu vergewissern. Dann: Zusammenhänge zu klären, die im Alltag aus dem Blickfeld geraten sind. Endlich: das Bewusstsein zu stärken, dass Musikunterricht Sinn macht. Meine Hoffnung ist, dass entsprechende Überlegungen zur Musikpädagogik Exemplarisches aufleuchten lassen, sodass sie auch Leserinnen und Leser erreichen, die Musik nicht zum Zentrum ihres Berufslebens gemacht haben. Darin folge ich wiederum Robert Schumann, der seine Regeln nicht nur auf das Musikleben, sondern auch auf das Zusammenleben hin formuliert hat.

Immer wieder durfte ich in den vergangenen Jahren anlässlich von Tagungen oder Feiern öffentlich über Musik und Gesellschaft

nachdenken. Nachdem ich schon zwei Sammlungen ähnlich gearteter Texte in Buchform präsentieren konnte, folgt jetzt ein dritter Anlauf. Wieder geht es um die gesellschaftlich bedeutsamen Aspekte von Musikerziehung. In diesem Zusammenhang ergeben sich Überlegungen zu Bildung, Kunst und Politik im Allgemeineren. Vielleicht überträgt sich mein Vergnügen an den mir gestellten Themen – hier Johann Sebastian Bach, da Paul Burkhard – auf Leserin und Leser.

Der Songwriter Tom Waits hat einmal etwas in der Art gesagt, dass er mit seinen Liedern wie mit Erdnüssen nach einem Gorilla werfe. Vermutlich bemerke der Gorilla den Aufprall der leichten Nüsschen nicht. Vielleicht putze er sie in Erwartung eines valableren Menüs als Nichtigkeit weg, ein Häppchen, das ihn nicht einmal amüsiere. Verkörpert der Gorilla Macht und Gewalt, die vielerorts herrschende Gleichgültigkeit, die Unbeweglichkeit unseres Denkens? In Anbetracht der Strahlkraft eines Tom Waits fehlt mir eine Metapher, welche mein unablässiges Anreden gegen die Vernachlässigung von Bildung und die Geringschätzung musikpädagogischer Arbeit kennzeichnen könnte.

Wir leben unter der Herrschaft der Zahl, der Quantifizierung. Werte, die nicht in Zahlen zu fassen sind, Standpunkte, die nicht Gewinnoptimierung zur Grundlage haben, ein Werken und Wirken, das sich nicht an Habgier orientiert: Diese Werte sind zu *quantités négligeables* geworden, Peanuts, die in der Bilanz zu vernachlässigen sind. Behauptungen ersetzen Informationen, der Gedankenaustausch reduziert sich auf Daumen rauf oder runter, Vorurteile werden in der virtuellen Gemeinschaft Gleichgesinnter zementiert.

Ich verknüpfe meine Bedenken angesichts der beschriebenen Zustände mit den Gedanken eines Musikers, der vor über zweihundert Jahren geboren wurde.

Möchte ich die Uhr zurückstellen? Das war noch nie eine vernünftige und ohnehin keine umsetzbare Idee.

Die Rechtspopulisten hierzulande konstruieren ein Bild der Schweiz, die es so nie gegeben hat. Diese verlogene Nostalgie dient hier wie überall der Zementierung der Machtverhältnisse und der Ausgrenzung der Benachteiligten. Obwohl mein Berufsleben lang mit einem Konservatorium, dem von Zürich, verbunden, macht mich allein schon das Wort »konservativ« misstrauisch. Erhalten macht nur in der Konfrontation mit dem Wandel Sinn. Traditionsbewusstsein ist kein Gefängnis, in das man sich zurückzieht, sondern eine Energie, welche als Wegzehrung ins Neuland unerlässlich ist. Man soll sich mit der Vergangenheit beschäftigen, gerade weil die Uhr läuft.

Schumann hat verschiedene Fassungen seiner »Musikalischen Haus- und Lehrsätze« (so nennt er sie in seinem Haushaltbuch am 11. April 1850) erarbeitet. Eine Überschrift war: »Musikalische Jugendbildung«. Dieser Titel gab den Anstoß, dass ich meine Beschäftigung mit Schumanns Aphorismen nicht als einzelnen Aufsatz vorlege, sondern einzelne Abschnitte als roten Faden nutze, die aneinandergereihten Referate locker zu verknüpfen.

»Mit Goethe durch das Jahr« hieß ein kleines Büchlein, das in meiner Jugendzeit bei den Großeltern aufgelegt hat. In Erinnerung an dieses kleine bildungsbürgerliche Denkmal beschloss ich, mit Schumann durch das Jahr zu gehen. Wir können nicht anders als zumindest ironisch gewappnet Überschriften wie »Musikalische Haus- und Lebensregeln«, »Musikalische Jugendbildung«, »Mit Goethe durch das Jahr« zu lesen. Zugespitzt und verkürzt ist dazu zu sagen: Wir alle wissen um die nicht nur historische Kollaboration des Bildungsbürgertums mit der Barbarei.

Da ich selbst zur Kategorie (Halb-)Bildungsbürger-Spätlese gehöre, gehört es sich, die Antennen auf empfindlich zu schalten. Zumindest sind Widersprüche einer kritischen Lektüre

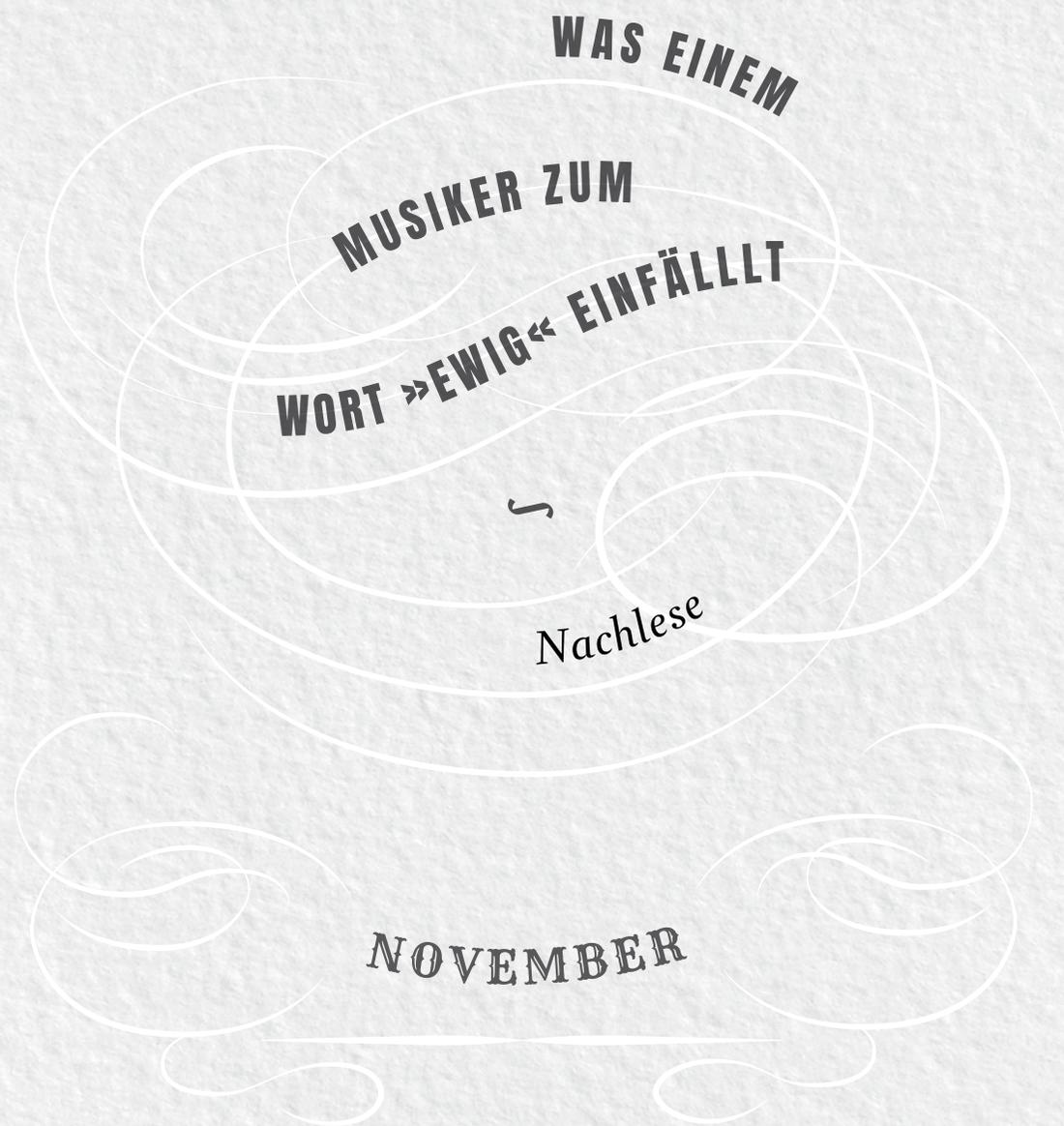
dienlich. Die in dieser Textsammlung wiedergegebenen »Musikalischen Haus- und Lebensregeln« Robert Schumanns sind mit der zugehörigen Ziffer unsystematisch, aber hoffentlich beziehungsreich eingeblendet.<sup>2</sup>

Der französische Schriftsteller und Theaterkritiker Paul Léautaud schreibt 1947 in seinem »Literarischen Tagebuch«:<sup>3</sup> »Meiner Ansicht nach darf man niemals Zitate bringen. Es ist erbärmlich, primitiv; man wirkt wie einer, der eines Tages etwas gelesen, es gut gefunden hat und es zeigen will.« Ich gebe Léautaud recht. Ich lese viel und möchte Fundstücke mitteilen. Und ich stehe zu meiner Erbärmlichkeit: Ich muss nach Unterstützung suchen und gebe die Quelle an, die mich fasziniert und zum Übertrag in meine Gedankenwelt inspiriert. Auch in der Hoffnung, man möge die Originale aufsuchen. Zum Beispiel auch Paul Léautauds Tagebuch.

In den einzelnen Vorträgen näherte ich mich je nach Auftrag musikpädagogischen Fragestellungen im Hinblick auf ein gegebenes, von mir möglichst intensiv imaginiertes Publikum. Ähnliche Überlegungen in verschiedener Gewandung treten folglich in der vorliegenden Sammlung immer wieder auf. Hoffentlich hilft die wechselnde Kostümierung, die Wiederholungen zu ertragen. Die Zusammenstellung nimmt beiläufig und nicht zwingend auf den Jahresablauf Bezug. Ich denke, dass ein Blättern, das sich nach momentanen Interessen richtet, der Lektüre dieser Sammlung angemessener ist als der Zwang, unbedingt der Chronologie der Präsentation zu folgen.

Es ist leicht ersichtlich, dass die einzelnen Vorträge aus ganz verschiedenen Jahren stammen. Auch die Einschübe zu Robert Schumann habe ich über viele Jahre hinweg immer wieder neu formuliert. Ich kann also Aktualität nur sehr beschränkt behaupten. Ich habe beispielsweise die Bedeutung der digitalen

Revolution in der pädagogischen Praxis weder erlebt noch reflektiert. Dazu passt, dass auch die Art und Weise, wie ich mich mit gestellten Fragen auseinandersetze, dem heutigen Usus kaum entspricht. Ich hoffe, dass geneigte Leserinnen und Leser diese »Weltfremdheit« nicht hindert, an einer Lektüre Gefallen zu finden.



## Was einem Musiker zum Wort »ewig« einfällt

*Referat, »Zeitfestivals –  
Sound of Silence«, Theater  
Stok, Zürich, April 2018*

»Ewig«. Das Wort hat einen besonderen Klang. Das geschlossene »E« öffnet einen weiten Horizont: Die Ebene, das Meer, die Seele. »E« ist im Deutschen der Vokal der großen Fläche. Das weiche »W«, das nicht nur Lippen und Zähne, sondern auch die Brust angenehm vibrieren lässt, fängt das »E« sanft ein, schwingt weiter zum offenen »I«, ein Funke in der Ferne, ein Aufblitzen, das im schlanken Zischlaut des »G« erlischt.

»Unendlich« – diese kleine Welle, die umstandslos verauscht – fasziniert weit weniger. Ich denke: »Unendlich« lässt zuerst an Raum denken, »ewig« spontan an Zeit. Und die Zeit ist das ursprüngliche Arbeitsfeld des Musikers. Ein guter Grund für mich als Musiker, zehn Minuten lang laut über Ewigkeit nachzudenken.

»Ewig« tönt von weit her – aus alter Zeit – zu uns herüber. Seine indogermanische Wurzel hat hoffnungsfroh mit Lebenskraft, Lebensdauer zu tun, im Althochdeutschen ist eine Verbindung zu Recht und Gesetz gegeben, die auch in »Ehe« enthalten ist.

Auch das: hoffnungsfroh. Das seit »unbedenklichen Zeiten gültige Recht« (so formuliert der Herkunftsduden) und die denkbar längste Zeit, die – weil sonst kaum vorstellbar – mit der Lebenszeit und Lebenskraft in Vergleich und Verbindung gebracht wird, diese beiden Seiten kommen zu Wort, wenn wir »ewig« sagen: die alte unveränderliche Regel und das immer Neue. Wer »ewig« sagt, denkt auch Schöpfung mit.

Was gebärdet sich der Musiker als linguistischer Dilettant? Die Frage nach der Herkunft gehört zum Beruf. Der archaische Hörsinn ist voll Vergangenheit. Musik ist ein zünftiges Hand-, Maul-, ja: Körperwerk. Wer heute für Solovioline schreibt, kommt an Biber, Bach und Bartók nicht vorbei. Das Erlernen von Musik ist mindestens so sehr Handwerkslehre wie Studium und fordert den Blick zurück auf die Regel ebenso wie jenen ins Neuland.

Wer Musik macht, ist Teil des Klangstroms, über dessen Quelle wir rätseln, dessen Verlauf wir höchstens zufällig beeinflussen wie der Schmetterling in Brasilien den Tornado in Texas und dessen Auflösung im Zeit-See unsere Vorstellungskraft übersteigt.

Klang und Herkunft. Was ist mit der Bedeutung? »Ewig«. Der Duden übersetzt: »zeitlich ohne Ende, unvergänglich, unveränderlich«. Und der Musiker denkt: So ist schlechte Musik. War es die Musik Max Regers – der übrigens postulierte: »b-a-c-h ist Anfang und Ende aller Musik« –, die von einem liebevollen Kollegen vernichtend ungefähr mit »sie hat keinen Anfang und kein Ende, sie dauert nur« beschrieben wurde?

Ewigkeit ist für eine Musikerin und einen Musiker eine Provokation. Musik widerspricht der Ewigkeit. Sie ist pure Präsenz und vergeht, kaum dass sie erklingt. Im Musikmachen und Musikhören gestalten wir die Zeit, bewegen wir uns im besten Fall in einem eigenen Zeitraum, den wir »subjektive Zeit« nennen.

Wenn wir die Regel und das Neue in unserem Spiel zu verbinden suchen, dann sicher nicht ohne Ende und Veränderung. Stimmige Form und farbige Vielfalt des Erklingenden – oder die aus diesem Streben gewonnene schöpferische Antithese, welche die These nicht verleugnen kann – sind Voraussetzungen für die nachdrückliche Präsenz des Klingenden. Diese Präsenz durchbricht die Stille und setzt sie gleichzeitig voraus.

Stille ist aus musikalischer Perspektive denn auch eine mögliche Vision von Ewigkeit. Die zweite der »Fünf Pittoresken« für Klavier aus dem Jahre 1919 von Erwin Schulhoff – sie trägt

den bedenkenswerten Titel »In futurum« – besteht ausschließlich aus Pausen. Schulhoff war in dieser Schaffenszeit dem Dadaismus eng verbunden. John Cage, einer der großen Fragenden der Musikgeschichte, der die Provokationen des Dadaismus mit einem von östlichen Weisheitslehren geprägten Denken verband, schuf Mitte des letzten Jahrhunderts mit 4'33" (Four minutes, thirty-three seconds) das meistzitierte Stille-Stück der Musikgeschichte. Die 273-Sekunden-Dauer bezieht sich auf den absoluten Nullpunkt. Bei null Kelvin (minus 273 Grad Celsius) kommen in einem Gas alle Teilchen zum Stillstand. Stille als ewige Ruhe. Kein Ende, keine Veränderung. Das kann auch für das Gegenbild der Ruhe, die endlos sich wiederholende Bewegung, das Rad der Zeit gelten.

Die Himmelsmechanik hatte schon in frühen Zeiten die Menschen vom »Perpetuum mobile« träumen lassen. Der Blick in die Unendlichkeit geht oft nach oben. Inzwischen wissen wir, dass auch eine ewige Sphärenharmonie den Gesetzen der Thermodynamik widersprechen würde.

Das »Perpetuum mobile«, die Wiederholung eines meist virtuoseren Stückes »senza fine« hat musikalisch meist scherzhaften Charakter und das Ausbleiben des Endes bleibt aus, Endlosigkeit wird nur anekdotisch angedeutet. Die berühmten »Vexations« (übersetzt etwa: Ärgernisse, Kränkungen) von Erik Satie machen aus dem Spiel fast blutigen Ernst. 840-mal sollen die paar Takte gespielt werden. Das kann für Spielende und Hörende einigermaßen quälend werden. Die Welle der ewigen Wiederholung wird in der Wahrnehmung allmählich zur Linie eingeebnet, die musikalische Gestalt zum bloßen Lärm. Das Weltall rauscht profillos, die Meditationsmusik dudelt ohne Kontur.

Hat die Musik auf die Provokation »Ewigkeit« keine anderen Antworten als Stille oder Lärm? Ein drittes Bild von Ewigkeit – nicht schweigendes Erstarren und nicht gleichförmiges Rattern –, die Vorstellung ewiger Verwandlung, ist der Ausgangs-

punkt für ein Gespräch zwischen musikalisch gestaltetem Klang und Ewigkeit. Während dem Individuellen weder im Stillstand noch in der Wiederholung Bedeutung zukommt, nimmt es an der steten Verwandlung teil.

Die Vergänglichkeit im Laufe des steten Wandels ist nicht gleichlautend mit Nichtigkeit, sondern Voraussetzung für den Fortgang. Diesem Gesetz sind wir unterworfen. Es vernichtet uns ebenso, wie es uns erhebt. Dass das Leben seine Kostbarkeit vom Tod her gewinnt, ist eine alte Weisheit. Und umgekehrt, was unsere Wahrnehmung angeht, gilt die Einsicht, dass nur die Begrenzungen Erleben möglich machen und Ewigkeit sich nur im Vergänglichen erfahren lässt.

Musik als Zeitkunst weist durch ihre Vergänglichkeit über sich hinaus Richtung Ewigkeit. Wenn wir in eine Bach-Fuge geraten, staunen wir nicht wesentlich anders, als wenn wir den erwähnten Blick ins All werfen. Wenn wir uns hörend Schuberts wechselnden harmonischen Feldern zuwenden, in die wie von fern wiederholte Rufe schallen, bewegen wir uns in einer imaginären Landschaft, die von der ewigen Wiederkehr unter immer neuen Vorzeichen ebenso geprägt ist wie unsere reale Umgebung von den Jahreszeiten.

Im 17. Jahrhundert richtete der Philosoph Blaise Pascal den Blick nicht nur nach oben ins unendlich übermächtig Große, sondern auch nach unten ins unendlich klein Geteilte – in den Makrokosmos und den Mikrokosmos. Er sah den Menschen zwischen zwei Ewigkeiten gestellt: All und Nichts – Ewigkeit im Plural, geht das überhaupt? Pascals Staunen war auch ein Grauen.

Das Hineinhorchen in den musikalischen Mikrokosmos kann uns das »metaphysische Gruseln«, das den Schweizer Liedermacher Mani Matter angesichts der unendlichen Spiegelungen im Frisiersalon ergriffen hat, nicht ersparen. Wir hören flüchtige Klänge, die das rollende Rad für Sekundenbruchteile aufhalten und ein Echo, das dem sofortigen Vergessen in der Eiswüste der

Unendlichkeit widersteht. Das Kinderlied im Keller gesungen, gesummt, geplärrt, kann Ängste vertreiben.

Wir sind singend nicht nur als Geschöpfe, sondern als Schöpfer unterwegs, wenn auch nicht gerade auf dem Niveau von Bach oder Schubert. Aber da wir schon Teil der Schöpfung und der ewigen Verwandlung sind, ist eine selbstbewusste Teilnahme, zum Beispiel musizierend, wie auch immer, keine schlechte Wahl.

Ein Schulbub irritiert seine Eltern mit einer in der Schule gewonnenen Erkenntnis, Gott sei ein Schneebesen. Aufgefordert nachzufragen, verkündet er anderntags: »Ihr hattet recht. Gott ist kein Schneebesen, sondern ein Schöpfer. Aber ich wusste, dass es was mit der Küche zu tun hat.« Diesen Umgang mit dem Ewigen hätte ich mir zum Vorbild nehmen sollen.